

# Museumsdokumentation 4.0: Qualität versus Menge?

## Ein Workshop-Bericht

Mit den vielversprechenden Chancen und Perspektiven der Digitalisierung für eine sammlungsbezogene Forschung verbinden sich zugleich neue Anforderungen an eine digitale Sammlungsdokumentation. Sie stehen zumindest latent in einem Widerspruch zur alltäglichen, von knappen Ressourcen und Dokumentationsrückständen geprägten Realität in vielen Museen. Verkürzt könnte diese Problematik unter dem Schlagwort „Qualität versus Menge“ zusammengefasst werden. Dass sich darunter im Detail und in diversen Museen sehr unterschiedliche Fassetten und Problemlagen verbergen können, zeigte die rege Diskussion der etwa zwanzig Teilnehmer an dem Workshop, der auf der Jahrestagung 2019 von ICOM Deutschland durchgeführt wurde und dessen Ergebnisse hier resümiert werden. Insgesamt zeigte sich, dass Chancen und Herausforderungen der Digitalisierung vielerorts ähnlich wahrgenommen und vergleichbare Ansätze verfolgt werden.

Michael Farrenkopf (Deutsches Bergbau-Museum Bochum [DBM]/Montanhistorisches Dokumentationszentrum [montan.dok]) führte aus der Warte der sammlungsbezogenen Forschungsinfrastruktur des DBM, die mit dem Bergbau-Archiv Bochum, den Musealen Sammlungen sowie der Bibliothek und Fotothek die drei klassischen Dokumentationssparten integriert, in das

Thema ein.<sup>1</sup> Neben den üblichen Kerntätigkeiten führt das montan.dok zahlreiche, auf die Erschließung und Beforschung der eigenen Bestände bezogene Forschungsprojekte durch. Als ein Beispiel sei hier das Strategieprojekt „montan.dok 21“ genannt,<sup>2</sup> bei dem die Objekte in den Musealen Sammlungen sowie deren digitale Dokumentation und Digitalisierung zunehmend in den strategischen Fokus gerückt sind.

Nach der kurzen Einführung vertieften drei Impulsvorträge verschiedene Aspekte. Zunächst richtete Stefan Przigoda (DBM/montan.dok) den Blick auf ausgewählte quantitative und qualitative Dimensionen der digitalen Museumsdokumentation und ihrer Sammlungsdaten und skizzierte aktuell in Bochum verfolgte Lösungsansätze.

Was in quantitativer Hinsicht Umfang und Reichweite von Sammlungsdaten betrifft, so seien viele Sammlungen bislang nur zu einem mehr oder minder kleinen Teil digital inventarisiert, geschweige denn wissenschaftlich erschlossen und damit online zugänglich.<sup>3</sup> Dem würden die teils hochfliegenden Erwartungen von Trägern, Nutzern aus Forschung und Gesellschaft sowie auch der Museen selbst an eine umfassende digitale Verfügbarkeit entgegenstehen.<sup>4</sup> Solch eine Komplettdigitalisierung könne aktuell aber nur eine in fernere Zukunft gerichtete Vision sein. Für die operative Ausgestaltung seien realitätsbezogene und praxisorientierte Lösungsansätze mittlerer Reichweite sowie Priorisierungen notwendig.

Entsprechende Auswahlprozesse fänden in den Gedächtniseinrichtungen schon heute oft nach sachlich-inhaltlichen, nicht selten aber auch nach pragmatischen Aspekten statt. Ausgangspunkt für Erschließungs- und Digitalisierungsprojekte seien oft dezidierte Forschungsinteressen, was der Ausrichtung

---

1 Zu Aufgaben und Tätigkeiten siehe als erste Information <https://www.bergbaumuseum.de/montandok> und <https://www.bergbaumuseum.de/forschung/montandok> (gesehen 30.3.2020).

2 Siehe <https://www.bergbaumuseum.de/forschung/forschungsprojekte/projekt-detailseite/montandok-21-ueberlieferungsbildung-beratungskompetenz-und-zentrale-serviceeinrichtung-fuer-das-deutsche-bergbauerbe> (gesehen 30.3.2020).

3 Siehe Haffner, Dorothee: Standardisierung der Daten und der Datenstruktur, automatisierte Abläufe. In: Handbuch Museum. Geschichte – Aufgaben – Perspektiven. Hrsg. Markus Walz. Stuttgart: Metzler 2016, S. 191–194, hier S. 192 f.

4 Siehe Hagedorn-Saupe, Monika; Werner Schweibenz: Erschließung, Vernetzung und Access. In: Der Vergangenheit eine Zukunft – Kulturelles Erbe in der digitalen Welt. Hrsg. Paul Klimpel; Ellen Euler. Berlin: iRights Media 2015, S. 46–61, hier S. 46 passim; Neuroth, Heike: Bibliothek, Archiv, Museum. In: Digital Humanities. Eine Einführung. Hrsg. Fotis Jannidis u. a. Stuttgart: Metzler 2017, S. 213–222, hier S. 214.

der großen Förderorganisationen geschuldet sei. Fördermöglichkeiten für eine Grundinventarisierung von lediglich latent für die Forschung relevanten Sammlungen seien rar gesät, was die Gefahr in sich berge, dass diese Sammlungen aus dem Blick verschwänden. Umso wichtiger sei es, Auswahlprozesse und -kriterien transparent zu machen. Daran knüpften sich Fragen, wie auf einer übergeordneten Ebene allgemeine, die Belange von Forschung, Museen und anderen Nutzergruppen berücksichtigende Priorisierungskriterien entwickelt werden könnten.

Als eine weitere Dimension wurden die Datenqualitäten und Datenmodellierungen angeführt. Sie entsprächen in struktureller und semantischer Hinsicht oft nicht heutigen Standards und Anforderungen, so dass eine aufwändige Bearbeitung notwendig sei. Hinsichtlich der Unterschiede zwischen einer prinzipiell nutzungs offenen, *curation-driven* Datenmodellierung in der Museumsdokumentation und der an spezifischen Fragestellungen ausgerichteten, *research-driven* Modellierung in der Forschung<sup>5</sup> herrschte Konsens, sowohl Grenzen als auch Schnittstellen zwischen beiden Konzepten für eine Optimierung der Museumsdokumentation auszuloten.

Ferner wurden Ansätze skizziert, mit denen das montan.dok Chancen und Herausforderungen der Digitalisierung konkret annimmt und pragmatisch mit dem konstatierten Spannungsverhältnis von Qualität versus Menge umgeht. Dies erfolge vor allem durch eine Verzahnung von Erschließung und Beforschung zumeist in Drittmittelprojekten. So würde etwa in den Musealen Sammlungen das Konzept einer in Umfang und Tiefe gestuften Erschließung definierter Sammlungsentitäten auf verschiedenen Ebenen verfolgt.

Mark Fichtner, stellvertretender Leiter des Referats für Museums- und Kulturinformatik am Germanischen Nationalmuseum (GNM) in Nürnberg, näherte sich dem Thema aus informationstechnologischer Sicht. Folie seiner Ausführungen waren die Arbeiten im GNM zur Anpassung der digitalen Infrastrukturen an die Erfordernisse der digitalen Welt. Kern sei dabei WissKi (Wissenschaftliche Kommunikations-Infrastruktur) als ontologie-basierte, digitale Forschungs- und Dokumentationsinfrastruktur zum vernetzten Arbeiten auf

---

5 Siehe Jannidis, Fotis: Grundlagen der Datenmodellierung. In: Digital Humanities. Eine Einführung. Hrsg. Fotis Jannidis u. a. Stuttgart: Metzler 2017, S. 99–108, hier S. 102.

Basis semantischer Tiefenerschließung forschungsrelevanter Daten.<sup>6</sup> Sie ermögliche die Nutzung, Aufbereitung und Vernetzung von Daten aus Sammlungsdokumentation und Archiv zu spezifischen Forschungszwecken.

Als ein Problem wurde die Heterogenität der Bestände und daraus folgend der bisherigen Datenstrukturen benannt. Dies gelte gerade auch in semantischer Hinsicht. Zuweilen seien vorgegebene Datenfelder in der alltäglichen Dokumentationspraxis sehr pragmatisch zweckentfremdet worden. Technische und semantische Persistenz der Daten sei dabei nicht durch Softwareprodukte, die sich angesichts des technischen Fortschritts nach wenigen Jahren überlebt hätten, sondern durch den Einsatz standardisierter Datenformate und normierter Vokabulare zu erreichen.

Claus Werner (DBM/montan.dok) widmete sich den Anforderungen der Digital Humanities (DH) an die Sammlungsdokumentation. Ausgangspunkt seiner Überlegungen waren vier zentrale Arbeitsbereiche der DH: die Untersuchungen textueller sowie nicht-textueller Medien, die Anforderungen historischer Disziplinen, „die Texte und Bilder nicht um ihrer selbst willen, sondern als Quellen von Belegen für historische Entwicklungen“ zu verwenden, sowie die kritische Analyse neuer Technologien.<sup>7</sup> Anknüpfungspunkte sah er vor allem bei den nicht-textuellen Medien (Objekte, Fotografien, Bilder etc.) und der Interpretation historischer Quellen.

Prinzipiell seien die DH an möglichst tiefgehenden und umfassenden Erschließungsdaten zu einer Sammlung interessiert, um Objekte finden, nach bestimmten Kriterien filtern und visualisieren zu können. Dies umfasse auch Digitalisate als digitale Abbilder der Originale. Dabei sei die Interoperabilität der Daten als Voraussetzung für deren Austausch und weitere Bearbeitung entscheidend. Über die reine Objektdokumentation hinaus produzieren Museen durch ihre eigenen sammlungsbezogenen Forschungstätigkeiten weitere Metadaten, etwa zu Personen, historischen Orten oder Körperschaften. So

---

6 Siehe die Homepage [www.wiss-ki.eu](http://www.wiss-ki.eu) (gesehen 30.3.2020); Fichtner, Mark: Von Drupal 8 zur virtuellen Forschungsumgebung – Der WissKi-Ansatz. In: Kritik der digitalen Vernunft. Abstracts zur Jahrestagung des Verbandes Digital Humanities im deutschsprachigen Raum, 26.2.–2.3.2018 an der Universität zu Köln. Hrsg. Georg Vogeler. Köln: Universitäts- und Stadtbibliothek Köln 2018, S. 493 f., <https://kups.ub.uni-koeln.de/8085> (gesehen 30.3.2020).

7 Thaller, Manfred: Digital Humanities als Wissenschaft. In: Digital Humanities. Eine Einführung. Hrsg. Fotis Jannidis u. a. Stuttgart: Metzler 2017, S. 13–18, hier S. 13.

sei es ihre ureigene Aufgabe, diese Metadaten aufzubereiten und in fachspezifische Datenrepositorien und Wissensbestände, wie zum Beispiel Normdaten, Taxonomien oder Thesauri, einzubinden. Die Forderung der DH nach möglichst umfassenden und detaillierten Daten sei keineswegs unbegründet, könnten doch mit der zunehmenden Verfügbarkeit digitaler Quellen und Datensammlungen tradierte Quellenkorpora und bisherige Forschungsergebnisse kritisch hinterfragt und überprüft werden.

Museen und Sammlungen müssten bestrebt sein, technisch an digitale Methoden der DH anschlussfähig zu bleiben, indem sie etablierte Datenstandards und Normvokabulare einsetzen, sich an gegebenen Ontologien orientieren und angewandte Datenmodelle offenlegen. Wichtig seien überdies die Kontexte der Erzeugung und weiteren Bearbeitung oder Änderungen der Daten, da nur so eine kritische Nachvollziehbarkeit und Historisierung möglich seien. Schließlich folge daraus die Notwendigkeit einer selbstkritischen Reflexion der Arbeitsweisen in der (digitalen) Sammlungsdokumentation und des Digitalisierungsprozesses.

Angesichts der vielfältigen Herausforderungen sowie des hohen Aufwandes für die Erzeugung neuer und die retrospektive Aufbereitung alter Sammlungsdaten sei die Einführung spezieller, interdisziplinär qualifizierter und agierender Datenkuratoren in den Museen unverzichtbar, die als zentrale Anlaufstelle Datenpflege, Datenaufarbeitung oder den Datenaustausch operativ und/oder koordinierend betreuen.

In der regen Diskussion kristallisierte sich zunächst die notwendige Aufbereitung der vorhandenen (Alt-)Daten als ein angesichts knapper Personalressourcen drängendes Problem in den Museen und Sammlungen heraus. Zwar lägen häufig viele digitale Informationen zu Sammlungen und Objekten vor. Sie seien aber überaus heterogen und strukturell wenig stringent. Wegen mangelnder Interoperabilität wären sie nicht ohne erhebliche Bearbeitungen in modernen digitalen Forschungsumgebungen nachnutzbar. Dies illustrierte das Beispiel einer Einrichtung, in der im Laufe der Zeit etwa vierzig verschiedene Datenbanken entstanden sind. Sie werden nun mit einem sehr erheblichen Aufwand – in der Regel ist eine manuelle Bearbeitung der einzelnen Datensätze notwendig – zusammengeführt.

Die konstatierte Heterogenität und die daraus resultierenden Probleme dürften unter anderem Folge einer bis heute oft mangelnden Sensibilität gegenüber den Anforderungen einer standardorientierten Sammlungsdokumentation gerade unter den zuständigen Kuratoren sein. Dabei sind es vor allem sie, die sich aktiv in die notwendigen Standardisierungsprozesse ein-

bringen müssten. Das wird gerade in kleinen Museen mit oft engen Personalressourcen aus nachvollziehbaren Gründen als zusätzliche Belastung wahrgenommen. Mithin bedürfe es einer Stärkung informationswissenschaftlicher Kompetenz und Sensibilität in der Sammlungsdokumentation.

Schließlich konzentrierte sich die Diskussion auf die Auswahl der Objekte für eine Tiefenerschließung und Digitalisierung beziehungsweise für einzelne Digitalisierungsprojekte. Aus Gründen der Arbeits- sowie einer gewissen Aufmerksamkeitsökonomie werde häufig auf herausragende und bereits aufgearbeitete Bestände zurückgegriffen, die mehr oder minder schon in das kanonisierte Wissen eingeflossen seien. Dies stehe in einem Spannungsverhältnis zu der Hoffnung, durch die Digitalisierung bislang weniger bekannte und benutzte Bestände zu erschließen, so neue Forschungsmöglichkeiten zu generieren und den Forschungs- und Ausstellungskanon zu erweitern.